

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 265.

Dienstag, 6. Oktober.

1931.

Spur auf der „Atlanta“ / Roman von Werner E. Hing.

(11. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Jedes seiner Worte wirkte wie ein Keulenhieb auf sie. Wortlos starrte sie vor sich hin auf den Boden.

„Annja — was hast Du?“ forschte ihre Mutter besorgt.

„Nichts — Mama — laß nur —!“

Inzwischen hatte sich Hilmar aufgeregt an seinen Bruder gewandt: „Ist das wirklich war? — Dieser Knight . . .?“

„Ist ein Verbrecher! — Ja!“ Eften nickte vor sich hin, wie einer, der eine unumstößliche Tatsache festgestellt hat.

„Mein Gott — das ist ja entsetzlich! — Wenn man bedenkt, daß wir gestern noch an Deck mit ihm sprachen — und nun — ein Mörder —!“ Hilmar strich sich mit einer nervösen Geste die Haare aus der Stirn.

In diesem Augenblick erhob sich Annja und ging zur Tür.

„Entschuldigt mich bitte! — Mir . . . mir ist nicht gut! — Ich will ein wenig auf Deck — an die Luft —“

Sie warfete keine Antwort ab und ging hastig aus der Kabine.

Als sich die Tür geschlossen hatte, blickte die Fürstin ängstlich auf Eften: „Was hat sie nur, Herr Lundquist?“

Er hüftelte. Es schien ihm peinlich zu sein, auf diese Frage mit einer Lüge antworten zu müssen. „Ich weiß es nicht, — aber wenn es Ihnen recht ist, werde ich ihr folgen und es zu erfahren suchen!“

„Ja, bitte, tun Sie das!“ bat sie.

Als er ging, blickte Hilmar ihm nach. Eine unterdrückte Erregung flatterte um seine Mundwinkel. —

Annja stand, durch den Schornstein vor dem Wind und den zudringlichen Blicken neugieriger Passagiere geschützt, auf dem Oberdeck. Eften fand sie nicht gleich.

Als er sie endlich entdeckt hatte, zögerte er, ihr zu folgen.

Von seinem Standort aus konnte er ihr Gesicht deutlich erkennen, und die grenzenlose Traurigkeit, die in ihren Augen schwamm, tat ihm weh.

Dann sah sie ihn, und ohne sich dessen bewußt zu sein, nahm sie eine abweisende Haltung ein.

Das war es, was Eften in sonderbarem Troß veranlaßte, zu ihr zu gehen, obwohl er wußte, daß er besser daran täte, wenn er sie allein ließe.

Sie ließ ihn nicht aus den Augen, während er die Treppe zu dem Oberdeck emporstieg. Dann stand er neben ihr.

Er schien darauf zu warten, daß sie ihn anredete. Als sie schweigsam blieb und nur immer an ihm vorüber auf das graue Meer starrte, wußte er mit einem Male, daß er sprechen mußte.

„Warum sind Sie gegangen, Annja?“

Er erhielt keine Antwort. Der Zug um ihren Mund wurde noch abweisender.

„Worin habe ich Sie gekränkt? — Durfte ich denn nicht die Wahrheit sagen?“

„Sie wissen, womit Sie mir weh getan haben!“, sagte sie mit tonloser Stimme.

Sein Lachen war hart und gepreßt. „Annja — ich begreife Sie nicht! — Sie kennen diesen Menschen kaum — und empfinden ja viel für ihn, daß Sie es nicht er-

tragen können, wenn ihm die Maske vom Gesicht gerissen wird! — Annja —!“

„Es ist nicht wahr, was Sie über ihn gesagt haben!“

„Tragen Sie doch Hessekamp! — Er wird es Ihnen sagen!“

„Es kann nicht wahr sein —“ Ein jäh aufsteigendes Schluchzen ersticke ihre Stimme.

Eften Lundquist biß sich auf die Lippen. „Sie lieben ihn, Annja?“

„Lieben? — Weiß ich, ob das Liebe ist? — Ich weiß nur, daß ihr ihn verleumdet!“

Eine kurze, bange Pause. Der Wind piffte in den Drähten der Antenne, die sich über ihnen spannte. Dann sprach Eften wieder.

„Annja, ich muß Sie etwas fragen! — Ich weiß nicht, ob das jetzt der rechte Augenblick dafür ist, aber . . . es ist stärker als ich und mein Wille! — Wollen Sie meine Frau werden, Annja?“ Sie blickte ihn mit großen, fremden Augen an. Dann schüttelte sie langsam den Kopf. „Haben Sie denn nicht die Antwort verstanden, die ich Ihnen gestern auf dem Ball gab?“

„Seit gestern ist viel geschehen, Annja! — Seit gestern darf ich Ihnen das bieten, wovon Sie bisher unabhängig waren — Geld — Reichtum —“

„Warum beleidigen Sie mich?“

„Es soll keine Beleidigung sein! — Aber Sie müssen doch Ihre veränderte Lage begreifen lernen! — Gestern waren Sie reich. Heute ist das anders! — Man hat Sie bestohlen. Ihnen und Ihrer Mutter fehlen die Mittel! Geben Sie mir das Recht, für Sie zu sorgen!“ Er hatte ganz leise gesprochen, als schäme er sich der Worte, mit denen er ihr Bestes wollte.

Annja blickte ihn an. „Ich glaube Ihnen, daß Sie es gut mit mir meinen, Eften. Aber ich kann Sie nicht lieben — und deshalb quälen Sie mich nicht! — Bitte —“

„Sie lieben — diesen anderen?“ Eine ungewisse Angst lauerte in seiner Frage.

„Das — weiß ich nicht. — Und nun bitte ich Sie, Eften, lassen Sie mich allein! Ich will versuchen, mit mir ins Reine zu kommen!“

„Und — Sie geben mir keine Hoffnung?“

Sie antwortete nicht.

Langsam wandte er sich ab und stieg die Treppe hinab. —

Hessekamp wartete gar nicht erst das „Herein!“ ab, sondern stürzte sich gleich nach dem Anklopfen in die Kabine seines Kollegen. Senius, immer noch in der Maske des russischen Professors, sprang erstaunt auf und reichte dem anderen die Hand: „Guten Tag, mein Lieber!“

„Guten Tag, guten Tag —!“ Hessekamp schien ziemlich erregt zu sein. Hastig ergriff er die Rechte seines Kollegen und schüttelte sie. Dann stellte er sich mitten in die Kabine, schob die Hände in die Hosentaschen und lächelte selbstzufrieden: „Ich weiß, wo Walter Kersten ist!“

Gregor Senius stutzte einen Augenblick: „Nanu —! Dann gratuliere ich Ihnen aber, Kollege! — Wo haben Sie ihn denn gefunden?“

„Pardon, ich habe nicht gesagt, daß ich ihn habe, sondern, daß ich weiß, wo er ist!“

„Da bin ich aber neugierig!“

Hessenkamp eilte an das Bullauge, riß es auf und deutete hinab.

„Da unten —“

„Wo?“ machte der andere verständnislos.

„Im Wasser! — Er ist ertrunken!“

Eine ganze Weile lang sagte Senius gar nichts. Dann zuckte er die Achseln: „Wie kommen Sie denn darauf?“

„Eine einfache, logische Überlegung, lieber Freund! — Hören Sie zu! — Walter Kersten hatte seine Kabine verlassen — sonst hätten wir ihn finden müssen! Er konnte sie nur durch das Bullauge verlassen, denn die Tür war bewacht, und er wußte das! — Von der Luke aus blieb ihm nur der Weg in Ihre Kabine offen! Er ist hier nicht angekommen! — Was folgt daraus? — Doch nur, daß er bei der tollkühnen Turnerei von einem Bullauge zum anderen abgestürzt ist — und nun tot ist!“

„Das hat etwas für sich!“, gab der andere zögernd zu. „Es ist jedenfalls die einfachste Erklärung für eins der vielen Rätsel, die uns dieser Fall ausgegeben hat!“

Hessenkamp lachte: „Im Gegenteil: es ist die Lösung sämtlicher Rätsel! Kersten, der Mörder Basils, der Bankräuber, der Dieb des Schmuckes, ist bei seiner Flucht ums Leben gekommen — und seine Beute, die er natürlich mit sich genommen hat, liegt unten bei den Fischen! — Womit der Fall erledigt wäre!“

Senius kratzte sich den Schädel: „Schade! — Dann ist meine Belohnung von zehn Prozent, die mir der gute Michael Bender zusicherte, auch bei den Fischen! Das ist eine bittere Enttäuschung für mich! — Aber auch für Sie, mein Lieber, habe ich eine kleine Enttäuschung in petto —“

„Da bin ich aber neugierig!“

„Eine Frage zuvor. — War Walter Kersten auf dem Maskenball?“

„Wahrscheinlich — oder vielmehr bestimmt! Denn wie hätte er sich sonst die Schlüssel zu der Kabine der Fürstin verschaffen können? — Aber warum fragen Sie?“

„Weil ich Ihnen jetzt erst eine Beobachtung mitteilen will, die ich am gestrigen Abend — oder besser gesagt: in der Nacht machte! — Ich war nämlich zu der Zeit des Mordes in der Nähe jener Kabine!“

Hessenkamp blickte erstaunt auf: „Was sagen Sie da? — Sie waren . . .?“

„Ja!“, unterbrach ihn der andere hastig. „Und ich habe einen Mann, den ich allerdings nicht erkennen konnte, aus der Kabine der Fürstin kommen sehen. Er hatte mich wohl nicht bemerkt. Trotzdem machte er sich so schnell wie möglich aus dem Staube — und das läßt wohl kaum auf ein gutes Gewissen schließen!“

„Im — und Sie sagten, daß Sie diesen Mann nicht erkannt haben?“

„Nein!“ Senius zuckte bedauernd die Achseln.

„Dann wird es eben Walter Kersten gewesen sein!“

„Das ist nur wahrscheinlich, wenn Kersten ein Maskenkostüm getragen hat, denn daß mein Unbekannter kostümiert war, konnte ich feststellen!“

Hessenkamp überlegte hastig. Dann wandte er sich zur Tür: „Sie haben recht, Kollege. Man muß versuchen, sich Gewißheit zu verschaffen — und in diesem Falle wird das wohl möglich sein, denn ich brauche ja nur den Steward zu befragen, ob sich der falsche Ingenieur William Knight für den Ball ein Kostüm ausgeliehen hat!“

„Tun Sie das!“ nickte Senius. „Wenn Sie gestatten, werde ich mit Ihnen kommen!“

„Aber ich bitte darum!“ erwiderte der andere zuvorkommend. —

Es dauerte eine geraume Weile, ehe sie den Obersteward aufgetrieben hatten, der mit den Arbeiten, die

der Maskenball mit sich gebracht hatte, immer noch beschäftigt war.

Als sie ihm ihre Fragen vorgetragen hatten, schüttelte er mit einem gutmütigen Lächeln den Kopf: „Nein, meine Herren, das kann ich Ihnen nicht aus dem Kopf sagen, ob der Herr Knight ein Maskenkostüm gehabt hat! — Aber wenn Sie sich noch einen Augenblick gedulden wollen, kann ich ja einmal in den Büchern nachsehen, in denen wir die ganzen Verleihungen eingetragen haben!“

„Großartig!“ rief sich Hessenkamp die Hände, während der Steward in seiner Kammer verschwand. „Nun, lieber Kollege, werden Sie ja sehen, daß das ganze Rätsel gelöst ist!“

Senius schien nicht so optimistisch. Achselzuckend steckte er eine Zigarette zwischen die Lippen und starrte nachdenklich vor sich hin, ohne sie zu entzünden.

Nach zehn Minuten, die sie schweigend gewartet hatten, erschien wieder der Obersteward auf der Bildfläche. Hessenkamp blickte ihn forschend an:

„Nun?“

„An einen Herrn William Knight ist kein Kostüm verausgabt worden!“

„Da haben wir es!“ machte Senius nicht sonderlich enttäuscht.

Hessenkamp gab sich mit dieser Auskunft nicht zufrieden. „Kann da auch kein Irrtum vorliegen?“, fragte er erregt.

Der Steward schüttelte den Kopf: „Nein, mein Herr! — Die Kostümverleihung wird genau kontrolliert!“

„Na schön — dann eben nicht! — Jedenfalls danken wir Ihnen für Ihre Bemühungen! — Kommen Sie, Senius!“

Hastig gingen die Beiden wieder zurück.

„Und was ist nun mit der Schuld Walter Kerstens?“ fragte der falsche Professor unterwegs, und ein ganz leichter Spott klang durch seine Stimme hindurch. „Er ist doch zweifellos nicht auf dem Maskenball gewesen, und deshalb . . .“

„. . . deshalb ist noch lange nicht gesagt, daß er sich nicht auf eine andere Weise die Schlüssel zu der Kabine der Fürstin verschafft hat!“, unterbrach ihn der andere gereizt. „Leider ist er nun tot, und wir werden das letzte Wort in dieser Geschichte niemals haben. . .“

Ein paar Schritte gingen sie schweigend nebeneinander her.

Plötzlich schnalzte Gregor Senius mit der Zunge. „Schade, wir hätten uns doch bei dem Steward erkundigen sollen, an wen eigentlich das Kostüm verliehen wurde. . .“

„Welches Kostüm?“ wollte Hessenkamp wissen.

„Nun, das Kostüm, das mein Unbekannter trug!“

„Was — Sie kennen das Kostüm?“

„Aber gewiß! — Sagte ich es Ihnen nicht schon?“

„Nein — nein! — Aber los doch, Mann! — Spannen Sie mich nicht auf die Folter! Das kann von größter Wichtigkeit sein!“

Der andere zögerte mit einer Antwort. Als er aber Hessenkamps erregtes Gesicht sah, begann er langsam und leise: „Es war ein Domino. . .“

„Ein Domino? — Welche Farbe?“

„Ein ganz auffälliges Stahlblau. . .“

Er schrie leise auf. Mit einem Male hatte Hessenkamp seinen Arm fest umklammert und neigte sich hastig zu seinem Ohr, denn soeben gingen einige Passagiere an ihnen vorüber, die den Professor mit lächelnder Aufmerksamkeit musterten.

„Ein stahlblauer Domino?“ vergewisserte sich der Detektiv flüsternd.

„Allerdings —“

„Eben Lundquist trug einen stahlblauen Domino!“

Senius prallte überrascht zurück. Dann lachte er leise: „Also scheint der Fall doch noch nicht erledigt zu sein! — Schade, der arme Kersten! — Warum ist er dann nur ins Wasser gegangen?“

(Fortsetzung folgt.)

Orient 1931!

Aus dem Tagebuch eines Tänzers.

Balkan und Orient habe ich mir eigentlich anders vorgestellt. Wie hätte ich gedacht, daß ich mich in Athen in die Untergrundbahn setzen werde — oder daß ich in Bukarest das eleganteste Luxusbad finden werde — oder mitten in der Wüste nach zweitägiger Autofahrt ein richtiges Luxushotel mit aller Bequemlichkeit habe.

Ich war ganz erstaunt über die eleganten Theaters, Varietés, Kabaretts und Kinos, die bedeutend schöner sind als bei uns. Die Programme sind viel größer; in den mittleren Kabaretts sind etwa ein Duzend Solotänzerinnen, zwei bis drei Tanzpaare, einige Schaumummers und als Grande Attraktion eine französische Sängerin. Und was hat man uns vor dem Orient gewarnt! Es gäbe nur Animier-Salons, die Zustände für uns Artisten wären schrecklich! Man bekäme keine Gagen ausbezahlt! Man würde die Tänzerinnen verschleppen! usw. . . . Nichts von all diesem hat sich bewahrheitet — nur das Gegenteil ist der Fall. Die Direktionen sind galanter als im übrigen Europa, sie zahlen die Reisen zweiter Klasse, auf Schiffsreisen freie Verpflegung extra; fabelhafte Gagen — pünktlich — was ja in den meisten deutschen Häusern durch die allgemeine schlechte Wirtschaftslage nicht mehr möglich ist. Kurzum ist es für uns Artisten in jeder Beziehung ein Paradies da unten! Und nun will ich versuchen, einiges zu erzählen, das heißt, ich beginne mit meiner Premiere als Journalist! Sie haben recht — ich habe noch nicht die genügende Routine zum Schreiben, aber schließlich bin ich ja nur ein Tänzer und aller Anfang ist schwer!

Und da Bukarest schon viel Orientalischer an sich hat, so will ich ihnen also zunächst von diesem Klein-Paris, was erzählen. Die Hitze zwingt uns so schnell als möglich baden zu gehen! Wohin? Lido — na schon. Schnell also in ein Taxi, das hier in Bucuresti sehr billig ist, schon halten wir vor einem fabelhaften Gebäude. Was? Entrée 500 Lei? — 12 Mark 50! Ein wenig zu teuer dieser Lido für den täglichen Gebrauch. Keep smiling! — lächle, auch wenn dir nicht zum Lachen ist, gehen wir also trotzdem rein. Durch die Pracht dieses Bades glaubt man ein Traumbild aus einem amerikanischen Tonfilm vor sich zu haben, und kann kaum glauben, daß dies Wirklichkeit ist. Die Brandung der Wellen ist draußen dermaßen stark, daß es den kräftigsten Mann umreißt. Abends bei Dunkelheit beginnt erst der richtige mondäne Betrieb. Von den Palmen freisen Scheinwerfer herab auf die Schwimmenden — dann plötzlich alles dunkel und unter Wasser beginnen die Scheinwerfer ihr Licht nach der Oberfläche zu senden. Ein herrlicher Anblick! Ob man nun selbst sich im Wasser herumtollt oder von der Hotelterrasse sich das Spiel ansieht, alles ist herrlich. Segelisches Turn- und Sportgerät steht zur Verfügung, selbst Vibrationsapparate für die Eitlen zum Schlantwerden! (Schlantgürtel). Der Bukarester scheint sich wenig in seiner Wohnung aufzuhalten, denn beinahe den ganzen Tag sieht man ihn auf den Boulevards, in den unzähligen Cafés um den Piccadilly herum, in den Kinos oder sonstwo, nur nicht zu Hause! Man sieht tatsächlich keine ungehämte Frau. Überhaupt, hat jemand Schuhe an, so ist er gut bemittelt. Der Kontrast zwischen arm und reich ist hier sehr gewaltig. Die Zigeuner, in elende Lappen gewickelt, lungern in ganzen Herden in den Straßen herum, schlafen selbst tagsüber vor den Palästen. Nirgends sieht man so viele Obsterkäufer wie gerade hier. Das Obst liegt auf der Straße (guten Appetit!) und mitten zwischen den Obsthäusern liegt der Verkäufer. Bei Tag döst er, nachts schläft er, mitten in Frucht und Staub, er bleibt solange auf einer Stelle liegen, bis das Obst verkauft ist, und das kann bei der vielfachen Konkurrenz etwa eine Woche dauern.

Nun in die Bahn — auf nach Sofia! Die Donau ist hier unten schon so breit, daß es zu keiner Brücke mehr reicht hat. Die Bahn fährt also nur bis ans Ufer und nun wird man per Schiff ans bulgarische Ufer gebracht. Von Sofia gehts mit dem Orient-Express weiter nach Niß und von hier aus nach Saloniki — Athen. Die Reise ist herrlich und interessant. Ich kannte es schon kaum erwarten, die Akropolis zu sehen und nun, da wir bereits oben sind, haben wir einen herrlichen, bezaubernden Anblick über ganz Athen hin bis Piräus, zum Ägäischen Meer. Der griechische Himmel ist ja bekannt ob seiner märchenhaften Farbenpracht, einen schöneren Sonnenuntergang kann man sich nicht denken. Athen selbst steht von oben aus, wie aus weißem Marmor gebaut. Überraschend ist die Größe und der Verkehr. Omnibus — Straßenbahn — Untergrundbahn — Taxi — alles wie in Paris — etwas schöner und moderner sogar — bis aufs Holpern in einigen Nebenstraßen. Originell ist der Tumult in und vor den Cafés, die türkischen Wasserpfeifen stehen auf der Erde — die Schläuche enden in irgendeinem

großen oder weniger großen Griechenmunde. Originell fand ich einen Esel, der täglich um dieselbe Stunde vollaufgeladen mit Obst und Gemüse in unsere Straße kam, vor jedem für ihn bestimmten Hause scharzte. Kurz nachdem nahm ihn auch schon jemand aus dem Hause beliebig viel ab, was eben zum Gebrauch benötigt wurde. Nun ging der Maulesel weiter zum nächsten Haus, immer ohne Begleiter. Ich habe so tagelang aufgepaßt — niemals kam jemand mit. Anscheinend wird die Rechnung dann monatlich beim Gemüsehändler bezahlt, denn ich habe es nicht gesehen, daß das Tier Geld genommen hat. Nun vom Tier zurück zum Menschen, zum Griechen selbst. Bildschöne Frauen und noch schönere Männer sind diese Kinder des Zeus. Sehr gastfreundlich und überaus liebenswürdig. Die scheinbar vielen Ballettgirls, die Sie da und dort sehen, sind die griechischen Soldaten. Sie tragen niedliche Röschchen, mit Quasten an den Schuhen. Nun nach Piräus in den Hafen, der seit mehr als 4000 Jahren Griechenland mit der Umwelt verbindet. Die Fahrt im Liegestuhl über das Ägäische Meer erinnert mich an die friedenvollste Zeit meines Lebens.

Drüben liegt die asiatische Küste — von weitem grünen schon die Moscheen Konstantinopels ins Marmara-Meer hinaus. Die vielen Groß- und Kleinschiffe im Bosphore und im Goldenen Horn, die aus Ägypten, aus dem Schwarzen Meer, aus Indien, Syrien, Frankreich, England, Italien anlegen! Ja selbst Ford hat ein Schiff hier, Schiff ist zu wenig gesagt. — Schiff und Großgarage zugleich! An 500 Ford-Automobile beherbergt dieser Dampfer, in drei Stodwerken untereinander lagernd werden die Autos von Stambul nach Alexandrien befördert. Die unzähligen Ruder- und Appellfähne der Eingeborenen umlagern einem schon, wenn man noch weitaus im Hafen einfährt. Bereits eine Stunde vorher kommt der Arzt an Bord, um zu sehen, ob nicht etwa einer noch eine Krankheit mehr mit nach dem Türkenlande schleppt, denn deren gibt es ja zur Genüge! Nun wird einem trotz Sträuben das Gepäc an langen Seilen in Schlingen geknotet in die Boote hinabgelassen und nun mußt du dich selber inmitten deiner Koffer aus Land zum gestrigen Zoll schaukeln lassen. Mit vorsündflutlichen Taxis gehts nun zu deinem ausgewählten Hotel bergauf, man wohnt durchweg oben in Pera, auch Benoglou genannt. Reichlich schmutzig ist es hier, interessanter ist drüben Stambul. Der Grand Bazar mit seinen 1000 Geschäften nimmt einem fast einen ganzen Tag in Anspruch. Hier wird gehandelt und gefeilscht, einer unterbietet den andern — alles nur Erdendliche bekommt man hier angeboten — außer den üblichen Kleidungsstücken, Teppichen, Long-Shals, Tüchern, Pantoffeln, nimmt man sich natürlich von hier ein echt orientalisches Schmuckstück mit. Man bekommt Ringe, die Muhammed getragen hat, oder Armbänder, die noch von den alten Persern und Griechen stammen. Ich habe mir einiges erhandelt, Armbänder, die Jahrhunderte bereits in Gräbern lagen (die mehr oder weniger Prominenten von damals nahmen ihren Schmutz mit ins Totenbett) — im Übrigen wird man hier stehend begraben. Boshafte Bekannte von mir wollen wissen, daß meine Armbänder noch keine zwei Jahre alt sind, in Deutschland fabriziert und nach dem Orient verhandelt werden als sogenannte Slavenfesseln. Ohne Schwindel gehts eben nicht. So lästig auch die hartnäckigen Mosquitos sind, und wohne man selbst im besten Hotel, Ungeziefer gibt es gratis en gros — so sehr das Unschöne der Länder im Süden einem auch enttäuschen kann — man nimmt gerne den Schmutz und weitere weniger angenehme Seiten in Kauf — denn es gibt ja so viel Neues und Herrliches zu schauen, daß man immer gerne wieder mit Begeisterung die Zeit an sich vorüberziehen läßt, die man da unten verbracht hat.

R. I.

Siamesische Zwillinge werden vererbt.

Von John C. Waters (Chicago).

Bisher kannte man sie wohl in verschiedenen Teilen der Vereinigten Staaten, die Siamesischen Zwillinge Daisy und Violet Hilton, doch ihre jetzige Berühmtheit haben die jungen Damen erst durch ein paar einzigartige Prozesse erworben.

Eine Laune des Schicksals hatte es gewollt, daß die Zwillinge durch ein natürliches Band an den Hüften miteinander unlösbar verbunden waren. Nun führte ihr Manager sie als Varietéstück von einer Stadt zur andern und verdiente mit ihnen viel Geld. Außerdem gehörte zur kleinen Truppe noch ein Propagandaleiter, der

stets den Zwillingen vorausreiste und die Werbetrommel für sie schlug.

Eines Tages nun reichte dessen Frau die Scheidungsklage ein. Sie gewann den Prozeß, weil der Mann keine Zeit hatte, zum Termin zu erscheinen oder sich vertreten zu lassen. Ermutigt durch diesen Erfolg verklagte die Geschiedene die beiden Zwillinge auf Zahlung einer Million Mark Schadensersatz mit der Begründung, die Schwestern hätten ihr die Liebe ihres Mannes gestohlen.

Der Fall erregte natürlich Aufsehen. Schwestern, die für den gleichen Mann schwärmen und sich doch nicht zanken, hatte man noch nicht gesehen. Dann kam aber die weitere Sensation. Der Anwalt, den Myers, der Manager und Pfleger der Zwillinge, mit deren Vertretung beauftragt hatte, mußte einmal die Schwestern im eigenen Heim in San Antonio aufsuchen. Myers und Frau waren bei der Unterredung anwesend, verließen aber auf eine Minute gemeinsam das Zimmer. Da griffen die Zwillinge wie auf Kommando nach der Hand des Anwalts: „Retten Sie uns, wir sind hier wie Sklaven! Wir möchten entkommen.“ Der Jurist wunderte sich: „Sie sind doch volljährig und können tun, was Sie wollen.“ Die Zwillinge glaubten es nicht recht, und im nächsten Augenblick wurde die hastige Unterhaltung durch den Wiedereintritt des Ehepaares Myers unterbrochen.

Bald darauf rühten die Zwillinge wirklich aus. Sie stahlen sich aus dem Hause, als Myers ausgegangen war und seine Frau sich im Badezimmer befand. Ein verdunkelter Taxifahrer brachte die aufgeregten zusammengewachsenen jungen Damen zu einem Hotel und benachrichtigte den Anwalt. Der reichte in ihrem Namen sofort die Klage gegen Myers ein. Die Zwillinge wollten ihre „eigenen Herren“ sein und verlangten außerdem die Auszahlung von 3 Millionen Mark, die Myers an ihnen verdient haben sollte, während er ihnen selbst keinen Pfennig gegeben hatte.

Bei dieser Gelegenheit wurde die Lebensgeschichte der Siamesischen Zwillinge bekannt. Ihre Mutter war Kellnerin gewesen und hatte nicht gewußt, was sie mit den beiden „Mißgeburten“ anfangen sollte. Schließlich fand sich eine geschäftstüchtige Kneipenwirtin bereit, die Kinder anzunehmen. Sie ließ sich schriftlich bestätigen, daß die Mutter ihre sämtlichen Rechte auf die Zwillinge aufgab. Wenn sich die Kellnerin doch irgendwo in das Schicksal ihrer Kinder einmischen würde, so sollte sie eine Vertragsstrafe von zehn Schilling in der Woche zahlen. Es war niemand da, der gegen diesen Menschenhandel hätte Einspruch erheben können.

Frau Hilton, die Wirtin, machte nun Geschäfte mit den armen Wärmern. Jeder Gast, der eine bestimmte Anzahl Schnäpse trank, durfte sich die Kinder in ihrer Wiege betrachten. Später, als die Zwillinge stehen und gehen konnten, wurden sie auf dem Tresen in einem besonderen Raum gezeigt. Das Geschäft ging gut, bis die Zwillinge vier Jahre alt waren. Dann hatten sich sämtliche Stammgäste der Frau Hilton an den Kleinen satt gesehen. Nun vermietete die Pflegemutter die Schwestern an den Führer einer Zwergengruppe. Sie selbst schloß sich mit ihrer Tochter der Gesellschaft an und kam mit ihr nach Australien. Dort starb sie. Ihrer Tochter hinterließ sie in ihrem Testament ihre Kleider, ihren Schmuck und die siamesischen Zwillinge, als wären diese eine Ware. Die Erbin heiratete kurz darauf Myers, der damals in dem Zirkus, wo Daisy und Violet auftraten, Luftballons verkaufte. Bald danach rühten das Ehepaar mit den Zwillingen nach Amerika aus.

Acht oder neun Jahre lang lief Myers mit den Kindern von einem Jahrmarkt zum andern. Gleichzeitig bildete er sie auf Holzblasinstrumenten aus. Dann begann die große Ernte. Die Varietés rissen sich um die musikalischen Siamesischen Zwillinge, die außerdem hübsch waren, und die Schwestern hatten eine durchschnittliche Wocheneinnahme von 12 000 Mark, zehnmal so viel wie ein deutscher Reichsminister. Daisy und Violet freilich sahen nichts von diesem Dollarsiegen. Sie wurden von ihrem Manager wie die kleinen Kinder behandelt, und er zwang sie, einen Vertrag zu unterschreiben, der sie für weitere zehn Jahre an ihn band.

Der Prozeß wurde zur größten Darbietung, die Daisy und Violet jemals gegeben hatten. Ganz San Antonio wollte ihm beiwohnen und die Siamesischen Zwillinge aussagen sehen, ohne für die Schaustellung etwas zu zahlen zu brauchen. Frauen fielen ohnmächtig um, Kinder schrien, der Jahrmarktstrubel war fertig.

Schließlich wurde eine Einigung zwischen beiden Parteien erzielt. Myers mußte den Zwillingen eine halbe Million Mark auszahlen und alle Rechte an ihnen aufgeben. Ein größerer Überlaß blieb ihm erspart, weil der Richter anerkannte, daß er erst die Siamesischen Zwillinge zu einem beliebigen Jungtänzer gemacht hatte.

Daisy und Violet können nun Verträge abschließen, mit wem sie wollen, und ihren Verdienst selbst behalten. Die

Zukunft sieht also für sie recht rosig aus. Nur ein kleiner Vermutungsstropfen schwimmt in dem Freudentelch: demnächst soll der Prozeß, den die Frau des Propagandaleiters gegen Daisy und Violet angestrengt hat, entschieden werden.

Wildererpech.

Ein lustiges bayrisches Gechichtchen von E. Trost.

„Verhandlung in Sachen Matthias Hinterhuber, Kaver Brunleithner und Blasius Zwiidl wegen Wilderns und unerlaubten Waffentragens“, steht an einem warmen Sommertage auf der Tafel an der Türe zum Sitzungssaale des Landgerichts von Achenstein zu lesen. Und drinnen spielt sich wieder einmal einer jener bekannten Wildererprozesse ab, durch welche die Achensteiner Gegend berühmt und berüchtigt ist. Der Sitzungssaal bietet das für derartige Verhandlungen typische Bild. Vor dem grünverhangenen Richtertische steht ein kleines Tischchen, auf dem drei abschraubbare Gewehre, etliche kunstvoll zusammengebaute Gesichtsmasken und falsche Bärte, eine Rehbede sowie verschiedene Gamsstridel und Rehgehörne liegen — die belastenden Gegenstände, die man im Besitze der Angeklagten gefunden hat. Im Zuschauerraum sitzen viele Bauern und Bauernburischen in Gebirgsstracht, daneben in Seidenschürzen und mit klingenden Silbersternen an den Wiebern Frauen und Mädchen, deren verwandtschaftliche oder zärtliche Beziehungen zu den Angeklagten oder den Zeugen man unsicher erraten kann. Die Schulbigen selbst, drei kräftige junge Burschen mit verwegenen Holzknöchelhüten, grauen Zoppen und kurzen Lederhosen rüden unruhig auf dem blankgeschweiferten Holz der Anklagebank hin und her und tun das, was alle Wilderer in solchen Fällen zu machen pflegen: Sie leugnen — leugnen immerzu und wissen von gar nichts! Auf alles, was ihnen der Herr Landrichter vorhält, finden sie immer wieder die seltsamsten Ausreden. Da tritt zum Beispiel ein Zeuge vor und bekundet, er habe den Zwiidl-Blasi im Vorderbrühler Jagdrevier gesehen.

„Dajumal bin i Schwammerl broden 'gangen — nix wie Schwammerl broden. Können mir 's glaub'n, Gnaden Herr Landrichter“, entgegnet der Blasi sehr gelassen.

Ein anderer Zeuge hat den Brunleithner mit dem Jagdgewehr auf der Schulter angetroffen.

„Ala naa — dös is alls derlogen, Gnaden Herr Landrichter! Der hat sich verschaut. Dös war doch soa G'wehr net, sondern a Spazierstock“, lautet die entrüstete Erklärung des Kaverl.

In dieser Art geht die Verhandlung weiter. Die drei auf der Anklagebank schauen so harmlos drein wie Wideltinder — und lägen, daß sich die Balken biegen. Gewehre haben sie noch nie in Händen gehabt, die schwarzen Masken noch niemals gesehen und von dem Verwendungszweck eines falschen Bartes überhaupt keine Ahnung. Der frischgeschossene Rehbock, den der Landjäger im Heustadel des Hinterhuberschen Anwesens versteckt fanden, muß rein durch Zauberei und jedenfalls ohne alle Mitwirkung des jungen Hinterhubers dorthin gekommen sein — die Gewehre, die in der Schlafstammer des Zwiidl hin en, hat dieser von einem Unbekannten geschenkt erhalten. Richter und Amtsanwalt können dem Kleeblatt vorhalten was sie wollen — es ist einfach nichts zu machen!

Der Herr Landrichter seufzt endlich und blinzelt zum Amtsanwalt hinüber. Der lächelt ebenfalls und zuckt ein wenig die Schultern. Hätten die drei Angeklagten jemals etwas vom Lächeln der Augen gehört, so müßten sie nun unbedingt aufmerksam werden. Da dies aber nicht der Fall ist, sitzen sie ganz gemächlich da und mimen weiter Ahnungslosigkeit und verfolgte Unschuld.

„Nun also“, sagt schließlich der Herr Landrichter, „Ihr leugnet alles. Ganz einwandfrei beweisen kann ich Euch nichts. So muß ich Euch halt eben freisprechen. Ihr könnt gehen!“

Erfreut erheben sich die Burschen, rüden ein wenig an den gamsbartgeschmückten Hüften und streben dem Ausgange zu. Der Herr Landrichter blättert anscheinend gelangweilt in seinen Akten und — ruft plötzlich so ganz beiläufig: „Eure Gewehre da könnt Ihr auch gleich mitnehmen!“

Das lassen sich die Burschen nicht zweimal sagen. Sofort machen sie kehrt, treten an das Tischchen und ergreifen jeder eines der Gewehre.

„Halt Du — dös is sei dös meine!“ sagt der Brunleithner zum Zwiidl-Blasi, der das ganz links liegende Gewehr ergriff hat, und vertauscht es mit dem, das er selbst in der Hand hält. Da ertönt urplötzlich hinten im Zuschauerraum schallendes Gelächter. Die Burschen fahren herum, schauen — jeder mit einem Gewehr in der Hand — höchst verdutzt drein und merken erst jetzt, daß sie sich zum Schluß doch noch verraten haben.

„So — daß die Gewehre doch Euch gehören, hätten wir ja nun glücklich herausgebracht“, meint der Herr Landrichter voll Seelenruhe. „Jetzt setzt Euch nur gleich wieder hin auf die Anklagebank. Alles übrige, was wir wissen wollen, wird nun wohl auch noch ans Licht kommen!“